

# Erfahrungsbericht: Exkursion der Klassischen Archäologie auf die Peloponnes September 2018

*Gastland, -stadt und -universität:*  
Griechenland, Peloponnes

*Zeitraum des Aufenthalts:*  
14.-21.09.2018

*Aufenthaltszweck (Studium, Praktikum...):*  
Exkursion, Pflichtmodul

*Studienfach / -fächer:*  
Historisch orientierte Kulturwissenschaften(MA)

*Name, Vorname:*  
Kühn, Mario

Bei Fragen kann ich über Herrn Heintz  
(International Office) kontaktiert werden!

**ja**

Für mein Studium der Historisch orientierten Kulturwissenschaften mit den Schwerpunkten Klassische Archäologie und Vor- und Frühgeschichte ist eine Exkursion nicht nur ein zu absolvierendes Pflichtmodul. Die Reise zu den Altertümern, denen man während des Studiums in den Büchern begegnet, ist darüber hinaus auch sinnvoll, um die Brücke zwischen Theorie und Praxis zu schlagen. Doch Exkursionen sind kostspielig und deshalb habe ich mich auf die Suche nach einer Finanzierung gemacht.

Auf die Möglichkeit, mich um ein UdS-Mobil Stipendium zu bewerben, bin ich lange vor der Exkursion durch Aushänge aufmerksam geworden. Leider wusste ich nicht, ob sie durch das Stipendium gefördert werden kann, also habe ich kurzerhand online nachgeschaut und anschließend sicherheitshalber noch einmal mit den hilfsbereiten Mitarbeitern des International Office Rücksprache gehalten. Einer Förderung stand auf den ersten Blick nichts im Wege, also ging es an die Vorbereitung der Bewerbung. Nicht ganz ohne Hindernisse habe ich die nötigen Unterlagen in letzter Minute zusammenbekommen und rechtzeitig abgeben können. Als nächstes musste ich beim Sprachenzentrum der UdS einen DAAD-Test über meine Englischkenntnisse ablegen um, nachzuweisen, ob ich mich während meines Auslandsaufenthaltes auch verständigen könnte. Der Test bestand aus Textverständnis, freier Textproduktion und einem kurzen Dialog mit dem Prüfer. Am schwierigsten war dabei die freie Produktion eines wissenschaftlichen Textes aus dem eigenen Fachgebiet. Das macht man schließlich nicht jeden Tag auf Englisch. Nach einer kurzen Wartezeit kam die erfreuliche Nachricht, dass mir ein Teilstipendium zuerkannt wird. Ohne die Unterstützung meiner Befürworter, Frau Prof. Dr. Sabine Hornung, Herrn Prof. Dr. Wolfgang Adler und Herrn Prof. Dr. Rudolf Echt, wäre die Entscheidung vielleicht anders ausgefallen. Deswegen möchte ich ihnen auf diesem Wege noch einmal meinen Dank aussprechen. Dem Start der Exkursion stand nun nichts mehr im Wege.

Die Organisation der Reise erfolgte über den Lehrstuhl für Klassische Archäologie. Verantwortlich hierfür war Frau Dr. Britta Özen-Kleine. Der Flug ging vom Drehkreuz Europas, dem Frankfurter Flughafen, nach Patras in Griechenland. Es ist die drittgrößte Stadt des Landes. Für unsere Rundfahrt über die Peloponnes wurden zwei Kleinbusse gemietet. Dadurch konnten wir, unabhängig vom öffentlichen Nahverkehr oder von Tourismusangeboten, die Altertümer erkunden.

Die Reise nach Griechenland verlief ruhig. Dort angekommen wurden wir im Terminal des kleinen Flughafens von Patras gleich von Schwärmen von Blutsaugern begrüßt. Anschließend ging es mit einem Bus vom Flughafen zu unserem ersten Hotel in Patras. Dort würden wir eine Nacht verbringen, am nächsten Morgen unsere Kleinbusse beim Mietwagenverleih abholen und als erste Station im archäologischen Museum von Patras Halt machen. Doch zunächst gingen wir gemeinsam ein Lokal für ein gemeinsames Abendessen aufspüren. Zum Glück war eine Teilnehmerin buchstäblich in der

ganzen Welt zuhause und hatte bereits die besten Restaurants und Tavernen, wie sie in Griechenland heißen, für alle Stationen herausgesucht. Und wir sollten nicht enttäuscht werden.

Das archäologische Museum von Patras war ein Neubau und die ausgestellten Funde waren nicht einmal unseren Dozenten bekannt. Somit waren wir alle positiv von der Einrichtung überrascht. Von außen sah das Gebäude zwar etwas zu futuristisch aus, doch im Inneren hatte es einige interessante Stücke zu bieten. Die Räume waren zwar nicht chronologisch, sondern thematisch geordnet, darüber kann man bei der Konzeption von Museen aber immer streiten. Den größten Teil nahm der Hauptraum ein, in dem sich alles um die Alltagskultur und die archäologischen Befunde der Umgebung drehte. Neben Halsschmuck aus der Mykenischen Periode (1600-1200 BC) fanden sich auch Gefäße der Geometrischen Epoche (900-675 BC). Die Jahre zwischen 1200 und 900 BC werden für das griechische Gebiet übrigens als die „Dark Ages“ bezeichnet. Der Grund dafür liegt in dem Verschwinden der mykenischen Paläste und damit der Palastarchitektur. Die Ursache hierfür ist umstritten, doch im Allgemeinen kann man festhalten, dass in den Dark Ages verschiedene Kulturtechniken, z.B. die Schrift oder die Plastik, vollständig verloren gingen. Sie mussten zu Beginn der Geometrischen Epoche von Neuem beginnen. Als Ursache für diesen kulturellen Niedergang werden verschiedene Szenarien diskutiert, u.a. Seuchen, Erdbebenstürme oder die zunehmenden Überfälle durch sog. Seevölker und durch kriegerische Einwanderungen. Neuere Untersuchungen werfen allerdings einen anderen Blick auf diese Zeit und versuchen, die Interpretation als kulturellen Niedergang weniger fatalistisch auszurichten.

Das Museum von Patras war aus gutem Grund mit enorm hohen Decken errichtet worden. Denn dort war man besonders stolz über die verschiedenen Mosaikböden in der Ausstellung, welche man von einer Galerie aus besonders gut bestaunen konnte. Auch einige unveröffentlichte Exemplare waren dort ausgestellt.

Ein anderer Raum widmete sich dem thematischen Schwerpunkt der antiken Bestattungskultur. Präsentiert wurde unter anderem der Nachbau eines Tholosgrabes. Dabei handelt es sich um unterirdische Grabkammern von enormen Ausmaßen. Sie können Durchmesser von bis zu 15 Metern und ca 13,50 Meter Höhe erreichen, wie z.B. das „Schatzhaus des Artreus“, das wir uns im Laufe der Exkursion in Mykene vor Ort ansehen würden. In solchen monumentalen Grabkammern waren die Toten mit ihren Beigaben beigesetzt. Die Gräber dienten oft mehreren Generationen von Herrschern als letzte Ruhestätte. Außerdem konnte man eine mykenische Larnax bewundern. Dieses Gefäß lässt sich von seinem Erscheinungsbild am ehesten mit einer Badewanne vergleichen, auch wenn es im Grabkontext wohl einen Leichnam beinhaltet hat. Verziert war die Larnax mit stilisierten Malereien von Meerestieren wie Fischen und Kraken. Dieser Verzierungsstil ist typisch für die mykenische Kultur. Er wird auf die Beziehung zu der Kultur der Minoer zurückgeführt. Diese Kultur wird ebenfalls der ägäischen Frühgeschichte zugeordnet und geht der mykenischen voraus. Eines der wichtigsten Zentren der minoischen Kultur befindet sich auf Kreta. Das bemerkenswerteste an ihr ist, dass sie anscheinend keine Krieger kannten. Ihre Ikonographie bildet niemals Menschen mit Waffen oder gar im Kampf ab. Häufig zeigen minoische Fresken Frauen und Männer in Szenen, die in rituelle Kontexte eingeordnet werden. Leider ist es allein aufgrund der Funde fast unmöglich eine klare Aussage über ihre Gesellschaftsordnung zu treffen.

Die Reise nach Nafplion war ebenfalls ruhig. Das hatten wir nur unseren tapferen Fahrern zu verdanken, denn Griechenland hat die höchste Zahl an Verkehrsunfällen im Jahr und darüber kann man sich wirklich nicht mehr wundern, wenn man dort einmal auf den Straßen unterwegs war. Während der Fahrt konnte man viele Eindrücke von der natürlichen Schönheit Griechenlands sammeln. Die Landschaft war gebirgig und oft konnte man die verschiedenen Schichten des Bodens sehen. Die Oberfläche war natürlich übersät mit Olivenhainen. Wir kamen spät in Nafplion an. Da keine Zeit für einen Besuch mehr in einem Museum blieb, erkundeten wir alle auf eigene Faust die Stadt und verabredeten uns für das gemeinsame Abendessen. Nafplion ist eine kleine Hafenstadt im Osten der Peloponnes. Sie gilt als die schönste Stadt Griechenlands. Und tatsächlich ist das Hafenviertel wirklich schön. Die engen Gassen sind wunderschön gepflastert und darüber wachsen

immer wieder große Büsche mit lilafarbenen Blüten. Man könnte glatt Werbefotos davon machen. Natürlich fanden sich dort sehr viele Souvenirgeschäfte, doch es war erfrischend, dazwischen immer wieder echtes Kunsthandwerk zu sehen. Es gab eine kleine Goldschmiede, Ledergeschäfte und Töpfereien.

Am nächsten Morgen ging es ins Museum von Nafplion. Es war chronologisch aufgebaut und hatte ein außerordentliches Ausstellungsstück für uns bereitgehalten: eine mykenische Bronzerüstung, die bei der Ausgrabung eines Grabes zutage kam. Homer überliefert uns bis heute von den Krieger in ihren Rüstungen, doch tatsächlich eine davon zu sehen, ist etwas ganz anderes. Man muss davon ausgehen, dass eine derartige Panzerung für die Krieger ihrer Zeit nicht alltäglich war und dass sie nur für Feldherren erschwinglich war. Im direkten Kampf muss sie unhandlich gewesen sein, doch mit Übung und Geschick dürfte ein gepanzerter Krieger großen Schaden in den feindlichen Reihen angerichtet haben.

Nach der Besichtigung des Museums von Nafplion ging es zu den Ruinen von Mykene. Da ich zusammen mit einer Kommilitonin dort mein Referat im Feld halten musste, war es für mich eine besonders spannende Station. Mykene ist vor allem für seine Grabungsgeschichte bekannt, denn einer der ersten Ausgräber dort war Heinrich Schliemann. Schliemann gilt als einer der Wegbereiter der Archäologie. Er hatte durch seinen Kaufmannsberuf großen Reichtum angehäuft und investierte sein Geld später in das Auffinden antiker Städte. Seine Methode dabei war außergewöhnlich, denn er nahm sich die historischen Überlieferungen in Form der Illias des Homer und legte sie wie einen Tatsachenbericht aus. Was modernen historisch-kritischen Forschern die Haare zu Berge stehen lassen würde, hat Erstaunliches zur Folge gehabt. Schliemann fand so nicht nur das Antike Troia, auch wenn er an der richtigen Stelle zu tief gegraben hat, anschließend fand er auch noch die Stadt Mykene. Sie wird in der Illias als Sitz des großen Agamemnon beschrieben, einem mächtigen Fürsten der Städte der Peloponnes. Schliemanns Grabungsmethoden lassen wiederum den Archäologen die Haare weiß werden, zu Berge stehen und ausfallen. Denn neben mangelhafter Dokumentation, dem A und O einer ordentlichen Ausgrabung, pflegte er abtragen zu lassen oder gar zu sprengen, was er nicht für wichtig hielt. Die Monumente von Mykene beeindrucken die Besucher bis heute. Um die Ruinen der Oberstadt zu betreten, muss man wie vor 3400 Jahren das berühmte Löwentor durchqueren. Dieser monumentale Torbau besteht aus vier riesigen Steinblöcken. Einer bildet die Schwelle, zwei den Rahmen und ein letzter schließt als Deckstein die Torkonstruktion ab. Darüber befindet sich ein sog. Entlastungsdreieck. Dieses Bauelement sorgt dafür, dass die Mauerblöcke über der Tür den Deckstein nicht zum Einsturz bringen. Der Fries dieses Entlastungsdreiecks verleiht dem Löwentor seinen Namen. Es bildet zwei Löwenkörper ab. Zwischen ihnen ragt eine Säule auf. Die Köpfe der Löwen sind nicht erhalten. Man nimmt an, dass es sich dabei um Bronzeköpfe handelte, die mit Zapfen am Relief angebracht waren. Die Rekonstruktion ihrer Körperhaltungen ist umstritten. Neben Meinungen, es könnte sich um Sphingen gehandelt haben, die einander direkt anblicken, herrscht die Meinung vor, dass die Löwen jeden Passanten direkt aus ihrem Relief heraus angesehen haben. Mir persönlich gefällt dabei noch die Vorstellung, dass es sich um ein Paar gehandelt haben könnte. Leider lässt sich Bronze ganz wunderbar einschmelzen und wiederverwenden. Eine Tatsache, die auch unzählige antike Bronzeskulpturen in Vergessenheit geraten ließ. Neben dem Tor ist auch die Mauerkonstruktion von Mykene von besonderer Bedeutung. Die Mauertechnik des Nordwalls wird nämlich Zyklopentechnik genannt. Denn die Mauerblöcke, die dermaßen groß und aus unbehauenen Stein gefertigt sind, können der Legende nach nur von den einäugigen Riesen, den Zyklopen, verlegt worden sein. Perseus, der mythische Gründer der Stadt soll ihnen dies aufgetragen haben. Natürlich nimmt heute niemand mehr die Zyklopen als Bauherren der mykenischen Stadtmauer an, aber ihre Bauweise gibt bis heute Rätsel auf. Spätestens bei der Rekonstruktion einiger Mauerabschnitte stellte sich nämlich heraus, wie schwierig der Bau mit modernem Gerät war. Um 1400 BC muss man also in Mykene mit ausgeklügelten Rampensystemen oder Flaschenzügen sehr bewandert gewesen sein, denn viele Abschnitte sind bis heute original erhalten. In der Stadt sieht man bis heute die Grundrisse der Häuser, die in agglomerierender Bauweise angelegt waren. Dank der Funde, die in ihrer Verfüllung gemacht werden konnten, lassen sich verschiedene Räume heutzutage u.a. als Kulträume identifizieren. Im

Raum der Idole fanden sich zahllose kleine Figuren von ca. 20 cm Höhe. Es ist umstritten, ob es sich dabei um die Abbilder von Gläubigen oder Göttern handelt. Einige der Figuren waren mit Werkzeugen oder Waffen abgebildet, was auf ihre göttlichen Attribute hindeutet, wie z.B. eine bronzene Doppelaxt, einem frühen Symbol des Zeus. Dass die Religion der Mykener eine polytheistische gewesen sein muss, geht aus den wenigen schriftlichen Überlieferungen hervor, die uns erhalten geblieben sind. Die Mykener beherrschten die sog. „Linear B“-Schrift. Diese Schrift wurde vor allem in der Verwaltung genutzt. Es gab differenzierte Aufgaben und man hat sogar einmal aus den Handschriften eine Hierarchie zwischen den verschiedenen Arbeitern rekonstruieren können. Etwas irritierend an der Schrift ist, dass die „Buchstaben“ nicht intuitiv übersetzt werden können. So ähnelt ein Zeichen etwa einem Fisch, bedeutet aber Schaf. Ohne paläographische Kenntnisse ist die Schrift nicht zu entschlüsseln. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Grabbauten der Mykener. Innerhalb der Stadt befindet sich das sog. Gräberfeld A. Dabei handelt es sich um einen, durch eine runde Steinsetzung abgegrenzten Bereich, innerhalb dessen man sechs sog. Schachtgräber gefunden hat. Fünf davon hat seinerzeit Schliemann ergraben lassen. Er war der festen Überzeugung, das Grab des Agamemnon und seiner Gefährten, die mit ihm aus dem troianischen Krieg heimgekehrt waren, gefunden zu haben. Die Gräber waren mit wertvollsten Grabbeigaben ausgestattet. Darunter befanden sich unter anderem die berühmten Grabmasken von Mykene und die Grabmaske des Agamemnon. Dabei handelt es sich um Masken aus reinem Gold, auf denen die Gesichtszüge der Toten stilisiert wiedergegeben waren. Sie befanden sich auf den Gesichtern der Toten. Außerdem wurden ihnen verschiedene reich verzierte Schmuckstücke und Waffen mitgegeben. Außerordentlich ist auch der Fund eines Kindes, welches vollständig in Blattgold gehüllt gewesen ist. Der Reichtum, den die mykenischen Fürsten besessen hatten, muss unglaublich gewesen sein. Schliemanns Pech war leider ähnlich wie in Troia, dass die Masken durch korrespondierende Funde um 300 Jahre von Agamemnons Zeit abwichen. Die Maske des Agamemnon, die er getauft hatte, wird ihren falschen Beinamen jedoch nicht mehr los, wohl auch, weil der wahre Name des Besitzers vermutlich nie ans Licht kommen wird. Der Besuch im Tholosgrab, das als das „Schatzhaus des Atreus“ bekannt ist, war besonders beeindruckend. Viele antike Stätten können aufgrund von Einsturzgefahr oder zu ihrem Schutz nicht mehr betreten werden. Ein Tholosgrab von dermaßen mächtigen Ausmaßen einmal betreten zu können, ist eben nur auf einer Exkursion möglich. Auf dem höchsten Punkt der Stadt befinden sich die Überreste des Palastes von Mykene. Der Bau besaß einen offenen Innenhof, dessen Boden mit dreifarbigem Fliesen ausgelegt war. Man betrat also diesen farbenprächtigen Innenhof und blickte dann, bevor man zum Herrscher vorgelassen wurde, der in seinem Thronsaal im Megaron saß, hinab auf seine Besitztümer. Auch heute ist der Blick, der vom Gipfel Mykenes bis hinunter an den Hafen von Nafplion reicht, noch beeindruckend. Und versetzt man sich in die Rolle eines Bittstellers, fühlt man sich glatt ein bisschen klein im Angesicht dieses Ausblicks. Vom Innenhof gelangte man durch einen Vorraum in den Thronsaal. Man nimmt an, dass der Vorraum für Opferrituale vorgesehen war. Das Verhältnis der antiken Griechen zu ihren Göttern wird maßgeblich durch das Opfern bestimmt. Die Götter waren allgegenwärtig und durch das Opfern von Speisen, Wein oder Öl versuchten die Sterblichen sich göttlicher Gunst zu versichern. Daraus schließt man, dass auch das Opfern vor dem Besuch des Königs eine gängige Praxis war, da man vielerlei Zeugnisse von sog. Priesterkönigen hat. Dabei haben weltliche Herrscher gleichzeitig das höchste Amt im Kult inne. Mit Ihnen zu sprechen bedeutete beinahe, mit einem Gott zu sprechen. Im Megaron selbst, einem Raum von etwa 10x10 Metern Ausmaß, befand sich im Zentrum eine Feuerstelle von 3 Metern Durchmesser. Um die Feuerstelle standen vier Säulen, deren Basen bis heute im Feld erkennbar sind. Hinter dem Feuer stand der Thron des Herrschers. An den Wänden befanden sich Fresken von farbenprächtiger Schönheit. Die Freskotechnik haben die Mykener von den Minoern übernommen, zusammen mit einigen Motiven. Besonders häufig werden große lagernde Greifen abgebildet, die berühmten Mischwesen aus Löwen und Adlern. Sie galten als Begleiter der Götter. Außerdem fanden sich in Mykene Reste eines Freskos, das eine Schlacht zeigte, bei der verängstigte Frauen auf die Verteidiger im Zweikampf mit den Angreifern hinabsahen. Man kann sich leicht vorstellen, dass dieses Schlachtenfresko die militärische Überlegenheit des Herrschers untermauern sollte. Schließlich musste jeder Mensch von nah und fern seine immensen Verteidigungsanlagen bestaunen.

Den letzten Aufenthalt hatten wir schließlich in Olympia. Unser Hotel war das naheste der ganzen Stadt zu den Ruinen des antiken Zeusheiligtums von Olympia. Das Heiligtum liegt am Südhang des Chronoshügels. Mit unserer Gruppe haben wir die verschiedenen Bauten in chronologischer Reihenfolge begutachtet und uns in Referaten darüber informiert. Das Heiligtum wird schon seit der Bronzezeit genutzt. Das älteste sakrale Monument ist heute gar nicht mehr zu sehen. Dabei handelte es sich um einen monumentalen, mehrere Meter hohen Aschealtar. Darauf wurden zu Ehren des Gottes Zeus Brandopfer gebracht. Die Asche wurde von den Priestern verfestigt und durch Beimischen von verschiedenen Substanzen gegen die Witterung geschützt. So konnte der Aschealtar trotz Wind und Wetter zu seiner imposanten Größe heranwachsen. Einen besonders interessanten Bau stellt das Hera-Heiligtum, das sog. Heraion von Olympia, dar. Es handelt sich dabei möglicherweise um einen der ältesten Tempel der griechischen Welt. Der Bau sticht deshalb heraus, weil die Vermutung besteht, dass sein Säulengang (Peripteros) ursprünglich aus hölzernen Säulen bestanden hat. Diese sollen später sukzessive durch Steinernen ersetzt worden sein. Den Ursprung hat diese These in den Überlieferungen des antiken Reiseschriftstellers Pausanias, der in seiner Beschreibung Griechenlands auch in Olympia Halt gemacht haben soll. Dort soll er im hinteren Bereich des Tempels eine hölzerne Säule erblickt haben soll. Für die These der „Versteinerung des Heraions von Olympia“ spricht außerdem, dass sich die am Bau gefundenen Säulen derart in ihrer Machart und Gestaltung voneinander unterscheiden, dass sie nicht als gleichzeitig angenommen werden können. Einige Archäologen interpretieren die Unterschiedlichkeit der Säulen jedoch nur als Ergebnis von Experimenten auf dem Weg zum kanonischen Bau. Das Heraion und Pausanias sind noch aus einem anderen Grund von besonderem Interesse: er beschrieb seinerzeit die Ausstattung des Tempels, von dem man annimmt, dass er derzeit nur noch als Museion gedient habe, und nennt dabei auch den Standort des sog. „Hermes des Praxiteles“. Diese Skulptur zeigt einen nackten, aufrecht stehenden Jüngling. Die Arme sind nicht mehr erhalten, werden aber dank der Überlieferung so rekonstruiert, dass der Hermes den Säugling Dionysos wie in der Sage mit Trauben füttert. Die Skulptur ist Teil jeder Einführungsvorlesung, stellt sie doch ein außergewöhnliches Werk der spätclassischen Skulpturenkunst dar. Der Clou: Die Statue fand sich am beschriebenen Standort. Sie wurde bei einem Erdbeben verschüttet und blieb so in ihrem guten Erhaltungszustand. Es war ein wirklich beeindruckendes Gefühl, diesem Kunstwerk in Natura gegenüberzustehen.

Schließlich möchte ich mich noch einmal bei allen Exkursionsteilnehmern für die großartige Gruppendynamik bedanken. Denn natürlich gab es immer anregende Diskussionen und viel zu lernen. Doch auch nach dem Tagesprogramm hat in der Gruppe die Chemie einfach gestimmt. Ich kann eine Bewerbung um ein Stipendium des UdS-Mobil Programmes nur empfehlen. Die praktischen Erfahrungen außerhalb der gewohnten Umgebung sind unschätzbar wertvoll und zum Glück gibt das Programm auch Studierenden mit einem kleineren Geldbeutel die Chance, solche Erfahrungen zu sammeln.